

„Wenn ihr aber schweigt, dann reden die Schwätzer“

Die Anfänge der „Religionsgeschichtlichen Schule“ in Göttingen

Das Jahr 1889 war ein Schicksalsjahr für die Theologische Fakultät der Universität Göttingen. Der Tod von Albrecht Ritschl (1822–1889) und Hermann Reuter (1817–1889) bedeutete einen schweren Schlag. Mit dem Wechsel von Bernhard Duhm (1847–1928) nach Basel verlor die Fakultät einen weiteren Professor. Alle Stellen blieben für ein Semester unbesetzt.

In dieser Phase des Umbruchs fiel die Präsenz einer Gruppe gleichgesinnter Freunde, allesamt angehende Privatdozenten, besonders ins Gewicht. Mit William Wrede (1859–1906), Johannes Weiß (1863–1914), Wilhelm Bousset (1865–1920), Ernst Troeltsch (1865–1923) und Alfred Rahlfs (1865–1935) bestand der Freundeskreis zunächst aus fünf jungen stürmischen Theologen. Bald schon wurde der Ausdruck „kleine Göttinger Fakultät“ für ihren Kreis geprägt. Diese Göttinger Freunde bildeten den Kern für eine theologische Gruppierung, die später unter dem Namen „Religionsgeschichtliche Schule“ bekannt wurde und den religiösen und politischen Liberalismus der Jahrhundertwende bis in die Anfänge der Weimarer Republik mitprägte.

1. Die „theologischen Väter“ in Göttingen

Ein Hauptgrund für Studenten, sich während der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts in Göttingen für Evangelische Theologie einzuschreiben, war die Vorlesungstätigkeit von Albrecht Ritschl. Dieser war ein ausgesprochener Feind aller pietistischer Erbaulichkeit. Kirchliche Gruppen und alles, was nach Partei roch, waren ihm zuwider. So wurde er von der Hannoverschen Landeskirche trotz seines Lehrerfolgs mit Mißtrauen betrachtet. Die Spannungen zwischen Ritschl und der Landeskirche führten einerseits dazu, daß „viele angehende Theologen, die in der Regel Söhne von streng lutherischen Pfarrern waren, in diesen Jahren die eindeutiger orthodox lutherisch geprägten Universitäten in Erlangen und Leipzig“¹ besuchten. Andererseits bot dieser „Boykott“ die Möglichkeit, in Göttingen in recht liberaler Atmosphäre theologische Studien treiben zu können.

Ritschl begründete seine dogmatischen Überlegungen mit seinem Geschichtsverständnis. Für ihn war das Allgemeine aus dem Besonderen abzuleiten: „[...] das Empirische ist das Eigentliche, die Texte, wie sie dastehen, die Fakten, die Menschen vermitteln die Wirklichkeit, an der sich Ideen zu erweisen haben, sofern sie in ihr liegen.“² Neu war Ritschls Hervorhebung der Gemeinde als Entstehungsort neutestamentlicher Texte, ein Punkt, der später von der „Religionsgeschichtlichen Schule“ intensiv untersucht wurde. Doch Ritschls Aufmerksamkeit galt den biblischen Texten in ihrer Endgestalt; ein Interesse an den das Urchristentum betreffenden historisch-kritischen Fragen hatte er in seiner Göttinger Zeit nicht mehr. So suchte er die neutestamentlichen Probleme zu harmonisieren und betonte zugleich eine direkte Abfolge von Altem und Neuem Testament – ohne jegliche Spannungen und Brüche. Es sollte später das Verdienst von Hermann Gunkel und besonders Wilhelm Bousset sein, diese Sichtweise durch ihre „Entdeckung des Spätjudentums“, oder besser: des intertestamentarischen Judentums, zu widerlegen.³

¹ Nittert Janssen, *Theologie fürs Volk. Der Einfluß der Religionsgeschichtlichen Schule auf die Popularisierung der theologischen Forschung vor dem Ersten Weltkrieg*, STRS 4, Frankfurt/Main usw. 1999, S. 18.

² Wolfgang Trillhaas, *Albrecht Ritschl*, in: Martin Greschat (Hrsg.), *Theologen des Protestantismus im 19. und 20. Jahrhundert I*, Stuttgart usw. 1978, S. 113–129, hier S. 119.

³ „Wer noch persönlich in ALBRECHT RITSCHLS Schule gelernt hat, weiss sich zu erinnern, mit welcher Energie wir damals auf den Zusammenhang der neutestamentlichen Literatur mit dem alten Testament hin-

Neben Ritschl zählen noch der Alttestamentler Bernhard Duhm (1847–1928) sowie der Professor für Orientalistik Paul Anton de Lagarde (1827–1891) zu den Lehrern der späteren „Religionsgeschichtler“. Duhm versuchte bewußt, bei seinen Untersuchungen auf jegliches theologische oder religionsgeschichtliche Vorverständnis zu verzichten. Er wollte den Gegenstand für sich selbst sprechen lassen. So wies er eine heilsgeschichtliche Abfolge vom Alten zum Neuen Testament ausdrücklich zurück, da dies dogmatische Voraussetzungen einführe, die über die Feststellung eines historischen Zusammenhangs hinausgingen.

Die Vorliebe der „Religionsgeschichtler“ für Paul Anton de Lagarde, der „den Gedanken der Entwicklungsgeschichte der Religion von allen dogmatischen und metaphysischen Wertungen losgerissen [*hatte*] und ein unbefangenes, an das Objekt sich hingebendes, mit allen Mitteln gewissenhafter Forschung betriebenes Studium der Religionsgeschichte“⁴ verlangte, wird schon äußerlich ersichtlich aus der Tatsache, daß Eichhorn, Gunkel, Hackmann, Otto und Rahlfs regelmäßig dessen Vorlesungen besuchten, obwohl er im allgemeinen nur sehr wenige Hörer hatte.

De Lagarde war neben seiner Fachkenntnis der Orientalistik auch Kenner des griechischen Alten Testaments. Seine Lebensaufgabe fand er darin, den Ursprungstext der Septuaginta zu rekonstruieren, überzeugt davon, daß die Rekonstruktion der Urgestalt der biblischen Texte eine unabdingbare Voraussetzung für die Verwirklichung der wahren christlichen Religion sei. „Sein Ziel, das ewig mit dem Namen Lagarde verbunden sein soll, ist die Bewahrung der Überlieferung als Grund der Verifizierung und der Erfahrung der Geschichte.“⁵

Noch weitere Göttingen Professoren gelten als wissenschaftliche Lehrer der „Religionsgeschichtler“: der Alttestamentler und Systematiker Hermann Schultz (1836–1903), der Kirchengeschichtler Hermann Reuter⁶ (1817–1889), der Philosoph Hermann Lotze (1817–1881) sowie der Altphilologe Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf (1848–1931), der bereits in jungen Jahren den Ruf eines revolutionären Neuerers der Altertumskunde erworben hatte. Besonders die von Wilamowitz propagierte „Idee einer Altertumskunde, die nicht wie bis dahin üblich nur die Philologien, sondern gleichwertig auch die alte Geschichte, Archäologie und diverse Hilfswissenschaften umfaßte und zu einem Ganzen integrieren wollte [...] [*sowie*] die gleichmäßige und gleichwertige Behandlung der nachklassischen griechischen Geschichte, Kultur und Literatur“⁷ übernahmen die „Religionsgeschichtler“. Von diesem Ansatz aus wird auch deren anfängliche Vorliebe für die Behandlung außerbiblicher Schriften und die Konzeption einer integrierten Religionsgeschichte verständlich.

gewiesen wurden. In diesem Hinweis war entschieden eine grosse Wahrheit enthalten, aber eine grosse Einseitigkeit. Allmählich lernten wir dann erkennen, wie zwischen der alttestamentlichen und der neutestamentlichen Zeit und Literatur kein leerer Raum sich befindet, den man einfach überspringen, sondern daß hier eine höchst folgenschwere Entwicklung der Religion stattgefunden habe, ohne deren Kenntnis und Verständnis man die Literatur des Neuen Testaments nicht verstehen könne“ (Wilhelm Bousset, *Die Religionsgeschichte und das Neue Testament*, in: ThR 6 [1904], S. 265–277, hier S. 267f; Hervorhebung im Original).

⁴ Ernst Troeltsch, *Die Absolutheit des Christentums und die Religionsgeschichte*, Tübingen 1902, S. 59.

⁵ Robert Hanhart, *Paul Anton de Lagarde und seine Kritik an der Theologie*, in: Bernd Moeller, *Theologie in Göttingen. Eine Vorlesungsreihe*, Göttinger Universitätschriften A1, Göttingen 1987, S. 285.

⁶ „In Göttingen [...] zog mich Reuter sehr an durch seine vorzügliche Methode, welche mich zum Quellenstudium mit Vorliebe erfüllte und mir starkes Mißtrauen gegen historische Darstellungen, welche ich nicht selbst zu kontrollieren vermag, eingeflößt hat“ (Loccumer Lebenslauf von Albert Eichhorn. Abgedruckt bei: Ernst Barnikol, *Albert Eichhorn [1856–1926]*. Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg 1960, S. 141–152, hier S. 141.

⁷ Gerd Lüdemann/Martin Schröder, *Die Religionsgeschichtliche Schule in Göttingen. Eine Dokumentation*, Göttingen 1987, S. 36.

Gleichzeitig wuchs mit der Behandlung nichtkanonischer bzw. nicht-theologischer Quellen das Interesse an der antiken (jüdischen) Geschichte und Kultur stark an. Vor allem Julius Wellhausen (1844–1918), der Nachfolger des 1891 verstorbenen de Lagardes in Göttingen, muß deshalb zu den Lehrern der „Religionsgeschichtler“ gezählt werden. Seine streng historische Methode der Erarbeitung eines Problemgebiets wurde von diesen hoch geschätzt. Besonders sein auf sorgfältiger Quellenkritik basierendes Werk „Israelitische und jüdische Geschichte“ (Berlin 1894) übte großen Einfluß auf die „Religionsgeschichtler“ aus: „Sein Zauberstab brachte [...] die Texte zum Reden und ließ fernes und fremdes Leben in seiner Buntheit und oft Wildheit wieder erstehen [...]“⁸

2. Der Eichhorn-Kreis

Als Impulsgeber der Entwicklung zur „Religionsgeschichtlichen Schule“ wird allgemein Albert Eichhorn (1856–1926) angesehen. Während seiner Göttinger Vorbereitungszeit auf die Habilitation (1884–1886) sammelte sich um ihn ein Kreis junger Theologen, zu dem die angehenden Lizentiaten Wilhelm Bornemann (1858–1946), Karl Mirbt (1860–1929) und William Wrede, aber auch bereits die Studenten Hermann Gunkel (1862–1932), Heinrich Hackmann (1864–1935), Alfred Rahlfs und Johannes Weiß zählten. In ständiger Diskussion wurden hier Ansätze entwickelt, die nach Eichhorns Umzug nach Halle (1886) zunächst zur Bildung der sogenannten „kleinen Göttinger Fakultät“ führten und sich später, in weiterentwickelter und modifizierter Form, zur „Religionsgeschichtlichen Schule“ verfestigten.

Durch die Beobachtung tiefer Gegensätze zwischen christlicher Religion und moderner Kultur regte sich schon früh Kritik an Ritschls harmonistischer Synthese von Luthertum und bürgerlichem Fortschrittsglauben. Um die christliche Religiosität von ihren Anfängen her verstehen zu können, wurde eine Beschäftigung mit dem frühen Christentum in seinem historischen Entstehen und Wachsen als notwendig erachtet.

Eichhorns Kritik an Ritschls Geschichtsverständnis wird in seinen Lizentiatenthesen von 1886 deutlich:

„Für alle historische Einzeluntersuchung muß der Grundsatz gelten, niemals einzelne Fragen, sondern stets von vornherein das ganze Gebiet, dem die einzelne Frage angehört, in Angriff zu nehmen. [...]“ (These 14, abgedruckt bei Lüdemann/Schröder, Religionsgeschichtliche Schule, S. 31; weitere Thesen ebd.)

Dies war u.a. ein Angriff auf die Ritschlsche Praxis, den Kanon von Altem und Neuem Testament isoliert von seiner Umwelt zu betrachten und das Neue Testament lediglich vom Alten her zu verstehen. Konsequenterweise fordert Eichhorn dann auch:

„Die N[eu]t[estament]l[iche] Einleitung muß urchristliche Literaturgeschichte sein.“ (These 3)

Das Interesse des „Eichhorn-Kreises“ beschränkte sich also nicht mehr allein auf biblische Aussagen – zeitgleich entstandene urchristliche Zeugnisse wurden mit herangezogen. Getreu der Überzeugung, daß Texte vor ihrer Niederschrift eine oft lange Stoffgeschichte durchliefen, begann man, nicht in erster Linie Texte in ihrer Endgestalt, sondern die Herkunft der in ihnen verarbeiteten Traditionen zu erforschen.

Bibel und Christentum sollten auch nicht länger losgelöst von profangeschichtlichen Entwicklungen, sondern als in einen universalen geistes- und kulturgeschichtlichen Zusammen-

⁸ Rudolf Smend, Wellhausen in Göttingen, in: Moeller, Theologie in Göttingen, S. 306–324, hier S. 320. — Wellhausen verabscheute den Vergleich von Religionen. So lehnte er die Rolle eines „Vaters der Religionsgeschichtlichen Schule“ trotz des ihm entgegengebrachten Respekts vehement ab. Er schrieb später: „Die Herrn gehn mit Vorliebe aufs Ganze. Man muß sie austoben lassen, die Blase wird wohl mal platzen“ (Brief von Julius Wellhausen an Enno Littmann vom 21.1.1915 [Nachlaß Littmann, Nöldeke. Stiftung Preußischer Kulturbesitz Berlin], ausführlicher zitiert in: Lüdemann/Schröder, Religionsgeschichtliche Schule, S. 33).

hang gehörig, gesehen werden. Auch dies wurde schon von Eichhorn in seinen Lizentiaten-thesen gefordert:

„Die religiöse Betrachtung der Kirchengeschichte muß sich auf die geschichtliche Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts beziehen.“ (These 18)

Diese drei Thesen Eichhorns können geradezu als Programm für den Theologenkreis gelten, der 1890 die „kleine Göttinger Fakultät“ und ab 1898/1903 die „Religionsgeschichtliche Schule“ bilden sollte.

Der „Eichhorn-Kreis“ entwickelte erste eigenständige Gedanken zur wissenschaftlichen Erforschung des frühen Christentums. Dabei ging es zunächst vorrangig um Untersuchungen zum Judentum der Zeitenwende und dessen Einfluß auf das entstehende Christentum. Hermann Gunkel beschreibt später das „Programm der Religionsgeschichtler“ ganz allgemein:

„Die 'religionsgeschichtliche' Forschung will mit der Erkenntnis vollen Ernst machen, daß die Religion, auch die b i b l i s c h e Religion, wie alles Menschliche ihre G e s c h i c h t e hat. Das Leben der Menschheit ist Geschichte, d.h. es ist ein ungeheures Lebendiges, ein großes Ganzes, ein gewaltiger Zusammenhang, in dem alles Frucht ist und alles Samen. Und in diese viel umschlungene Kette von Ursache und Wirkung gehört auch die Religion mitten hinein. Nur aus diesem Zusammenhang kann sie verstanden werden. Die religionsgeschichtliche Betrachtung [...] besteht also in dem beständigen Aufachten auf den geschichtlichen Zusammenhang jeder einzelnen religiösen Erscheinung; wir fragen immer wieder: warum ist sie gerade an d i e s e m Punkt der Geschichte entstanden und an keinem andern? was mußte vorausgehen, daß sie so werden konnte, wie sie vorliegt? wie pflegen überhaupt solche Erscheinungen zu werden? [...]“ (Hermann Gunkel, Rezension von Max Reischle: Theologie und Religionsgeschichte, in: DLZ 25 (1904), Sp. 1100–1110, hier Sp. 1109f; Hervorhebungen im Original.)

3. Der akademisch-theologische Verein

Zwar entwickelte der „Eichhorn-Kreis“ seine neuartigen Ideen in ständiger Auseinandersetzung mit den theologischen Lehrern. Doch fand diese nicht nur in den Hörsälen statt. Hier keimten lediglich erste Ideen auf, die im gemeinsamen Kreis der Freunde außerhalb der Vorlesungsverpflichtungen diskutiert und weiterentwickelt werden mußten. Somit kommt neben den universitären Aktivitäten der „Religionsgeschichtler“ ihren außeruniversitären Beziehungen eine große Bedeutung zu. Es gab genügend Möglichkeiten, die interessierte Studenten zur Entwicklung oder Festigung von eigenen theologischen Positionen nutzen konnten.

An der Universität Göttingen hatte sich 1878 neben den vielen bereits vorhandenen studentischen Verbindungen ein „akademisch-theologischer Verein“ konstituiert, an dessen Gründung auch William Wrede und Wilhelm Bornemann beteiligt waren. Sein Ziel war „eine Gemeinschaft Theologie Studierender mit dem Zwecke gemeinsamer theologischer Ausbildung und der Pflege freundschaftlichen Verkehrs.“⁹ Man traf sich zu wöchentlichen Zusammenkünften, in denen jeweils ein Mitglied ein Referat zu ausgesuchten Themen hielt. Es war üblich, daß sich an diese Vorträge längere Diskussionen anschlossen. „Das Kaffee Cron & Lanz, damals noch im südlichen Eckhaus von Theater- und Weender Straße, sah unseren regelmäßigen Mittagstisch [...], sah unsre arbeitsreichen Sitzungen, unsre oft geistsprühenden Kneipen“, berichtet Joh. Bornemann.¹⁰

Aus dem Eichhorn-Kreis waren in den frühen 80er Jahre William Wrede sowie die Brüder Wilhelm und Johannes Bornemann Mitglieder im akademisch-theologischen Verein, in der zweiten Hälfte des Jahrzehnts stießen Hermann Gunkel und Karl Mirbt dazu. Von den vier Gründungsmitgliedern der später auch für die Entwicklung zur „Religionsgeschichtlichen

⁹ §1 der Statuten (Universitätsarchiv Göttingen, Sekretariatsakten X G 2, 693 [97]).

¹⁰ Johannes Bornemann, Ein hannoverscher Theologe um die Jahrhundert-Wende. Otto Gehrke. Erinnerungsbilder mit Ausblicken auf unsere kirchliche Zukunft, Göttingen 1932, S. 13.

Schule“ wichtigen liberalen Zeitschrift „Christliche Welt“ gehörten mit Wilhelm Bornemann, Friedrich Loofs und Paul Drews allein drei dem akademisch-theologischen Verein an. Lediglich Martin Rade zählte nicht dazu; er hatte nie in Göttingen studiert.

Neben den studentischen Mitgliedern konnten bei den Zusammenkünften auch regelmäßig Professoren, Privatdozenten oder vor der Lizentiatenprüfung stehende Theologen begrüßt werden. Besonders häufig nahm Bernhard Duhm als Gast an den Vereinsabenden teil.¹¹ Von den Lizentiaten waren Gunkel, Mirbt, Weiß und später Rahlfs, sowie der nach Göttingen zurückgekehrte Wrede oft dort gesehene Gäste, nicht nur bei den wissenschaftlichen Vorträgen, sondern auch bei den geselligen Kneipen.

Wie sehr sich diese Abende in harmonischer Gemeinschaft vollzogen, verdeutlichen einige Passagen aus den Tagebüchern. Man fühlte sich als „Clique“ und empfand die gemeinsamen Abende als geselliges Zusammensein mit guten Freunden.

Samstag, 26.11.1887: Am Abend wurde die Kneipe von Inspektor Mirbt geworfen, der heute seinen Licentiaten gemacht hat. [...] Er war riesig vergnügt. Auch Gunkel, der nächstens ebenfalls seinen Licentiaten machen will, war sehr lustig. [...] Mirbt ging bald fort u. wir verabredeten, ihm morgen früh ein Ständchen zu bringen. Schnell wurde von der ganzen Corona ein Lied gedichtet. Jeder sagte sein Teil nach bestem Können u. Gunkel wählte aus u. schrieb auf. Es geht nach (der Melodie) „Am Brunnen vor dem Tore“ u. beginnt: „Bei Wagenmann am Tore, / da saß ein Candidat“. (Borcherding, IV. Tagebuch, S. 257)

Sonntag, 27.11.1887: Aus dem Ständchen heute morgen wurde nichts, da die Kerle nicht alle gekommen waren. (Borcherding, IV. Tagebuch, S. 258)

Diese Gemeinschaft gleichgesinnter angehender Theologen blieb auch während des Habilitationsprozesses bestehen: man half sich gegenseitig durch die Disputation und trat für einander als Opponenten bei der Verteidigung der Lizentiatenthesen auf.

4. Die „kleine Göttinger Fakultät“

Eichhorn war 1886 nach Halle gezogen, Gunkel folgte ihm 1888. Bornemann wurde 1886 Geistlicher Inspektor am Kloster „Unsre Liebe Frau“ in Magdeburg, Wrede 1887 Pfarrer in Langenholzen (er kehrte jedoch bald nach Göttingen zurück, um sich dort 1891 zu habilitieren). Mirbt folgte 1889 einem Ruf als Extraordinarius nach Marburg. Im gleichen Jahr starben Albrecht Ritschl und Hermann Reuter, Bernhard Duhm wechselte nach Basel. In das erledigte Extraordinariat von Duhm rückte ein Semester später Johannes Weiß auf, was dessen Vater Bernhard Weiß zu der Bemerkung verleitete, der Minister habe an die Stelle der „Duhmheit die Weißheit“ gesetzt.¹²

Die angehenden Privatdozenten Johannes Weiß, William Wrede, Wilhelm Bousset, Ernst Troeltsch und Alfred Rahlfs bildeten nun eine Gruppe von Freunden, die mit Ausnahme von Rahlfs auch später zur „Religionsgeschichtlichen Schule“ zu zählen sind. Weiß war bereits habilitiert, die anderen vier taten dies innerhalb eines Zeitraums von nur 12 Monaten zwischen November 1890 und November 1891. So wurde schon bald der Ausdruck „kleine Göttinger Fakultät“ für ihren Kreis geprägt. Zu ihnen gerechnet werden muß noch Heinrich Hackmann, der 1890 nach Göttingen zurückkehrte und bis zu seiner Habilitation 1893 Inspektor des Theologischen Stifts war.

¹¹ Teils in sehr langen Monologen sprach Duhm seine persönliche Meinung zum jeweiligen Thema aus. — Mittwoch, 6.2.1889: „Viertel neun Konvent. Schnacke-Vortrag über die Heilsbedeutung des Todes Christi. Es ist der zusammenfassende Vortrag über die Generalthese. Es kam eine Menge Gäste. [...] Prof. Duhm kam auch. Er hielt eine 1 1/2 (!) Stunde lang dauernde Rede über das Thema, welche ich so viel wie möglich mitschrieb, da es ins Protokoll muß“ (Friedrich Borcherding, V. Tagebuch, S. 141, im Besitz des Archivs „Religionsgeschichtliche Schule“, Göttingen). Das Tagebuch Borcherdings, der Ende der 80er Jahre in Göttingen Theologie studierte, erhellt eindrucksvoll den Studienalltag der damaligen Zeit.

¹² Bernhard Weiß, *Aus neunzig Lebensjahren 1827–1918* (hrsg. von Hansgerhard Weiß), Leipzig 1927, S. 202.

Welche Bedeutung diese Lage an der theologischen Fakultät in Göttingen für junge Theologiestudenten haben konnte, beschreibt Wilhelm Heitmüller, später selbst ein führendes Mitglied der „Religionsgeschichtlichen Schule“, der ab 1891 in Göttingen studierte:

„Die beiden letzten Semester vor dem 1. theolog.[ischen] Examen brachte ich in der heimischen Universität Göttingen zu. Und das damalige Göttingen ist dann meine eigentliche geistige Heimat geworden, durch den Einfluß von Männern wie H. Schultz u. Th. Häring, in der Philologie von Wellhausen u. Wilamowitz, vor allem aber dadurch, daß es mir als Studenten vergönnt war, in nahe Berührung und persönl.[ichen] Verkehr mit der damaligen sog. 'kleinen' Göttinger theol. Fakultät (Wrede, Tröltzsch [sic!], Bousset, Hackmann, Rahlfs) zu treten.“ (Lebenslauf o.D. [wahrscheinlich 1920/21], Album Professorum der evangelisch-theologischen Fakultät Bonn)

Erst jetzt begann auch die endgültige Emanzipierung von Ritschl und seiner auf dogmatischen Überlegungen basierenden historisch-kritischen Exegese. Die „kleine Göttinger Fakultät“ – die „Jungen“ – begann sich von den eigentlichen Bewahrern des Erbes Ritschls – den „Alten“ – abzugrenzen und traten nun für einen radikalen Historismus in der theologischen Forschung ein, wie dies bereits Eichhorn gefordert hatte.

5. Die Burschenschaft „Germania“

Der seit 1851 bestehenden nicht-schlagenden Burschenschaft „Germania“ gehörten Studenten aller Fakultäten an. Es war eine „christliche Verbindung“, die für die Suche ihrer jungen Mitglieder nach eigenen theologischen oder auch religiösen Positionen eine Hilfe bieten wollte.

Im Wintersemester 1886/87 kamen zwei Studenten nach Göttingen, die seit ihrer gemeinsamen Erlanger Zeit zwei Jahre zuvor eng befreundet waren: Wilhelm Bousset und Ernst Troeltsch. Beide waren in Erlangen in der „Uttenruthia“ aktiv gewesen, die – wie seit 1893 die Germania auch – dem Schwarzburgbund angehörte.¹³

Schon bald wurde Bousset zu einer führenden Persönlichkeit in der Germania. Einen Teil seiner ohnehin geringen Einkünfte als Privatdozent und als Extraordinarius verwendete er darauf, zum Kauf eines Verbindungshauses beizutragen und die schlecht bestückte Bibliothek auszubauen. Es wurde ihm nachgesagt, „auf das gesamte Denken junger Menschen einzuwirken und es in vielen Fällen zu revolutionieren.“¹⁴

Doch was war dieses „Revolutionierende“ an Boussets theologischen Erkenntnissen? Der Untertitel seiner 1892 erschienenen Schrift „Jesu Predigt in ihrem Gegensatz zum Judentum“ deutet es bereits an: „Ein religionsgeschichtlicher Vergleich“. Mit diesem Werk wollte er in der Jesusforschung einen neuen Weg gehen, indem er die religiösen Gedanken und Stimmungen zur Zeit Jesu mit zur Beurteilung heranzog. Dazu durften aber Bibel und Christentum nicht losgelöst von profangeschichtlichen Entwicklungen gesehen, sondern mußten als in einen universalen geistes- und kulturgeschichtlichen Zusammenhang gehörig erkannt werden. Konsequenter untersuchte er die Umwelt des Urchristentums auf wechselseitige Abhängigkeiten voneinander. Jüdische, babylonische, persische und hellenistische Einflüsse auf das entstehende Christentum konnten Bousset und seine „religionsgeschichtlichen“ Freunde dabei nachweisen. Noch deutlicher geht Boussets Forschungsansatz aus einem Brief an seinen Freund Paul Wernle hervor:

„Auf der einen Seite gewinne ich durch das Studium der semitischen Religionen einen immer tieferen Einblick, wie tief thatsächlich die Religion des alten u. neuen Testaments mit der allgemeinen Religionsge-

¹³ In Göttingen wohnten sie einander gegenüber im Stumpfebiel: „Jeder wollte den andern an Fleiß übertreffen. Die Lampen brannten bis in den grauen Morgen hinein, keiner wollte die seine vor dem andern löschen – bis es dem einen schließlich zu dumm wurde: er ließ seine Lampe weiterbrennen und ging selbst zu Bett!“ (Hermann Schuster, Geschichte der Burschenschaft Germania in Göttingen, 3. Teil, Bremen 1956, S. 75f).

¹⁴ Schuster, Germania, S. 41.

schichte verwachsen ist. Es ist wie unentwirrbares Wurzelgefaser. [...] Die Idee von den beiden einanderfolgenden Welten, die Hoffnung der Totenaufst~~eh~~ung und zwar – was das bedeutsame ist im Zeitalter –, der endgültige Kampf Gottes mit dem Teufel, dem Herrscher dieser Welt, vorgebildet in der iranischen Religion! Die ganze religiöse Sprache des Spätjudentums mit den bizarren grotesken Bildern nicht erwachsen auf dem Boden des alten Testaments! Dazu kommen unleugbar bedeutende Einflüsse aus der griechischen Welt, wenn sie sich auch schwer genauer bestimmen lassen. Resultat: ein wahrer Hexenkessel: das Judentum, tausendfache Ansätze [...], alles durcheinander wirbelnd siedend gährend.“ (Brief von Wilhelm Bousset an Paul Wernle, Lübeck 29.12.1897 [UB Göttingen, Nachlaß Bousset, Ms. Bousset 151])

Boussets Engagement in der Germania beeinflusste dort neben angehenden Wissenschaftlern auch künftige Pastoren und Religionslehrer. Als bekannteste von ihnen seien hier genannt: Hermann Schuster (1874–1965), der spätere Abgeordnete im Preußischen Landtag und Honorarprofessor in Göttingen¹⁵, der Neutestamentler Wilhelm Heitmüller (1869–1926) und der einige Semester in Göttingen studierende Schweizer Neutestamentler und Kirchengeschichtler Paul Wernle (1872–1939).

6. Der Bruch mit den Ritschlianern

Die meisten Mitglieder der „kleinen Fakultät“ verließen Göttingen bald nach ihrer Habilitation: Troeltsch wurde 1892 nach Bonn berufen, Wrede 1893 nach Breslau. Hackmann ging 1894 als Pfarrer nach Schanghai, Weiß erhielt 1895 ein Ordinariat in Marburg. Rahlfs verblieb in Göttingen, widmete sich jedoch ausschließlich der Weiterführung der Septuaginta-Studien seines verstorbenen Lehrers de Lagarde. Als einziges aktives Mitglied der „kleinen Fakultät“ verblieb Bousset in Göttingen und rückte nach über fünf Jahren als Privatdozent in der Nachfolge von Johannes Weiß zum Extraordinarius auf.

Troeltsch erinnerte sich im Rückblick, daß Bousset lange und schwer darunter gelitten hatte, sich in kümmerlichen Verhältnissen durchkämpfen zu müssen.¹⁶ Diese Situation bestand auch während seines Extraordinariats bis 1916 fort, bevor er endlich – vier Jahre vor seinem Tod – eine ordentliche Professur in Gießen antreten durfte.

Seine eigene Forschungsarbeit setzte er auch nach dem Weggang der Freunde aus der „kleinen Göttinger Fakultät“ unvermindert fort. Mitte der 90er Jahre war bei ihm die Vorstellung vom Christentum als „synkretistischer Religion“ voll entwickelt. Der Vergleich verschiedener Religionen miteinander war zu einem Mittel geworden, die Entstehung des christlichen Glaubens durch Untersuchung der in ihm nachweisbaren äußeren Einflüsse zu erklären.

„Freilich stehen wir damit vor einer neuen Problemstellung. Wird es gelingen auf Grund jener religionsgeschichtlichen Erkenntnis doch den absoluten Wert des Evangeliums u. der Person Jesu zu behaupten? – Das ist die Lebensfrage für Theologie und Kirche. – Ich meine es wird und muß gelingen, ich hoffe es bestimmt, wenn mir auch noch die bestimmte Formel fehlt. [...] Alle Religion ist ein Hinausgehen und Streben des Menschen aus seiner Welt, u. Sehnsucht nach einer andern Welt voll höherer Mächte u. besserer Güter [...]. Mag 'jene' Welt beginnen mit den Bergen und Wäldern in denen der Mensch Geister hausen sieht, oder mit den leuchtenden strahlenden, segnenden Gestirnen, oder mag er sie suchen u. glauben jenseits von Raum u. Zeit.“ (Bousset an Wernle, 29.12.1897 [UB Göttingen])

Bousset weist hier auf eine Konsequenz der religionsgeschichtlichen (hier wohl besser: religionsvergleichenden) Forschungsmethode hin: Die Erkenntnis, daß das frühe Christentum bei seiner Entwicklung „fremdreligiöse“ Elemente absorbierte und selbst nicht von geschichtlichen Prozessen ausgenommen war, mußte seinen Absolutheitsanspruch gegenüber anderen

¹⁵ Ab 1906 war Schuster Herausgeber der „Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht, von 1910 bis zur Annahme seines Landtagsmandats 1921 auch Mitherausgeber der „Theologischen Literaturzeitung“.

¹⁶ Bousset bestätigt dies in einem Brief an seinen Freund Wernle vom 14.9.1896: „Ich selbst habe doch nun einigen festen Grund unter den Füßen; es war aber doch ein schauerhaftes Gefühl mit dem Gedanken einer verfehlten Karriere täglich ringen zu müssen“ (UB Göttingen).

Religionen gefährden. Für Bousset blieb das Christentum trotzdem die nicht überbietbar höchstentwickelte Form von Religion:

„Zwingt uns die alles in Fluß setzende Geschichtsforschung nicht zu der Anerkennung, daß auch die *christliche Religion nur eine vorübergehende überbietbare Form der Religion sei* [...]? Ich glaube nicht.“ (Wilhelm Bousset, *Das Wesen der Religion dargestellt an ihrer Geschichte*, Halle 1903, S. 260; Hervorhebung im Original.)

In diesem Punkt unterscheidet sich Bousset von seinem Freund Troeltsch, der zwar die *praktische*, aber keine *theoretische* Absolutheit des Christentums gelten läßt, da dem Christentum aufgrund der Entwicklung von Geschichte (und darin sei die Religion immer eingeschlossen) nur die *relativ* höchste Stellung zukommen kann:

„Eben deshalb ist auch mit keiner strengen Sicherheit zu beweisen, daß es der letzte Höhepunkt bleiben müsse und daß jede Überbietung ausgeschlossen sei.“ (Ernst Troeltsch, *Die Absolutheit des Christentums*, Tübingen/Leipzig 1902, S. 94)

Auch das Argument einer göttlichen Offenbarung im Christentum, die es über alle anderen Religionen erhebe, ließen die „Religionsgeschichtler“ in dieser Form nicht gelten:

„Die religionsgeschichtliche Richtung behauptet mit aller Energie eine lebendige und wirkliche Offenbarung Gottes. Was wir, Tröltzsch [*sic!*] und jeder, der sich in unserem Kreise zu dieser Frage geäußert, verwerfen, und worauf unsere Gegner allerdings alles Gewicht legen, ist die Annahme eines absoluten Unterschiedes zwischen der spezifischen Offenbarung Gottes in Christo [...] und der allgemeinen göttlichen Offenbarung in den Religionen der Völker und die Behauptung, daß erstere von letzterer nicht bloß graduell sondern *toto genere* verschieden sei.“ (Wilhelm Bousset, *Die Mission und die sogenannte Religionsgeschichtliche Schule*, Göttingen 1907, S. 7; Hervorhebung im Original.)

Spätestens jetzt hatten sich die „Religionsgeschichtler“ endgültig von den Bewahrern des Erbes Ritschls abgegrenzt. Der Ritschlianer Ferdinand Kattenbusch setzte sich 1898 in der „Christlichen Welt“ (ChW) eingehend mit der durch den Einbruch der „Jungen“ geschaffenen theologischen Lage auseinander. Dabei wird der Kritikpunkt deutlich:

„Ritschl und wir 'alten' Ritschlianer sehen im Christentum oder in der Möglichkeit, *c h r i s t l i c h e n* Gottesglauben zu hegen, einen Faktor wirksam, der 'von außen' in die Geschichte hineingetreten ist [...]. Wir sehen in Christus eine eigentümliche und eine eigentlich supranaturale Manifestation Gottes. Troeltsch und andere sehen in ihm den Genius, der klar auszusprechen und ungebrochen vorzuleben wußte, was in aller Religionsgeschichte das gleiche Motiv oder Geheimnis sei [...]. Troeltsch glaubt durch das Studium der Kirchengeschichte gezwungen zu sein, nicht die Wahrheit des Christentums oder seinen Charakter als 'absoluter', will sagen der *r e i f* gewordenen Religion zu leugnen, wohl aber sein Recht als eine oder die supranaturale Religion gegenüber den andern zu gelten [...].“ (Ferdinand Kattenbusch, *In Sachen der Ritschlschen Theologie*, in: ChW 12 [1898], Sp. 59–62.75–81, hier 79f.; Hervorhebungen im Original.)

Troeltsch wollte zu dieser Kritik nicht schweigen und formulierte die Trennungspunkte zwischen „alt“ und „jung“ seinerseits noch im selben Jahrgang der ChW:

„Die Wirkung der neuen geistigen Atmosphäre auf die Theologie besteht also darin, daß in ihr die historischen Studien einen bedeutsamen Aufschwung genommen haben und die dogmatischen fast ganz zurückgetreten sind, daß die Talente sich fast alle der Historie zuwenden und daß man an den dogmatischen Fragen mit möglichst kurzen und unbestimmten Andeutungen vorübergeht. Vor allem haben sich dabei ganz von selbst unter dem Zwange der Sache die alten Grenzen zwischen Christentum und Nicht-Christentum, zwischen den Gebieten natürlichen und übernatürlichen Geschehens verflüchtigt. [...]“ Der „jungen“ Theologengarde kommt es darauf an, „[...] die lebendige Schätzung des christlich-religiösen Lebens mit der Erkenntnis zu vereinigen, daß alles religiöse Leben der Menschheit den gleichen Methoden der Forschung unterliegen muß, und daß die Würdigung des Christentums als der tiefsten uns geschenkten religiösen Wahrheit mit den aus den Analogien des übrigen Geschehens geschöpften Methoden und Forderungen der historischen Einzelforschung sich nicht entzweien darf. [...] Es gilt, die allgemeinen religionsgeschichtlichen Methoden, denen wir außerhalb des christlichen Gebietes alle Erfolge verdanken, und denen auch das Maß geschichtlichen Verständnisses, das wir auf christlichem Gebiete besitzen, teils willig, teils widerwillig verdankt wird, ohne jeden Vorbehalt anzuwenden und zu sehen, was dabei herauskommt, eine

Aufgabe, deren Lösung von der Dogmatik der Schule Ritschls überall im Keime erstickt wird.“ (Ernst Troeltsch, Zur theologischen Lage, in: ChW 12 [1898], Sp. 627–631.651–657; hier 629f.)

Die Forderung Troeltschs nach radikaler historischer Forschung ohne dogmatische Rücksichten macht noch einmal die Abgrenzung von Ritschl und dessen Anhängern deutlich.

7. Die Popularisierung der theologischen Forschungsergebnisse

Erst 1902/3 kann von der eigentlichen „Religionsgeschichtlichen Schule“ gesprochen werden.¹⁷ Bahnbrechende Publikationen hatten die Eigenständigkeit der religionsgeschichtlichen Richtung erwiesen. Den Mitgliedern der ehemaligen „kleinen Göttinger Fakultät“ schlossen sich weitere Theologen und Religionslehrer an – zum ersten Mal auch direkte Schüler der ersten Generation. Erst durch diese Entwicklung wurde die religionsgeschichtliche Bewegung tatsächlich zur „Schule“.

Doch auch zur „Schule“ in einem anderen Sinn entwickelte sie sich jetzt: Konstitutiv wurde das Bestreben, die teilweise revolutionären Ergebnisse ihrer Forschungsarbeit einer möglichst breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, um so das religiöse Bewußtsein in allen Bevölkerungsschichten zu erweitern.

Schon früh hatten die Mitglieder der „kleinen Göttinger Fakultät“ Vorträge in ganz Norddeutschland gehalten und auf diese Weise begonnen, ihre wissenschaftlichen Forschungsergebnisse in kirchlichen und gemeindlichen Kreisen bekannt zu machen. Jetzt wurden eigene Publikationsorgane gegründet – bereits 1897/98 die von Wilhelm Bousset und Wilhelm Heitmüller herausgegebene „Theologische Rundschau“, die sich an „Fachleute“ oder zumindest „Interessierte mit Vorkenntnissen“ richtete.

Durch ihre rege Vortragstätigkeit verfolgte die „Religionsgeschichtliche Schule“ jedoch das noch weit ehrgeizigere Ziel der Aufklärung theologischer Laien, der „gebildeten Schichten“ des Volkes. Besonders eindringlich forderte Hermann Gunkel in seinem „Notschrei nach volkstümlicher theologischer Literatur“ von 1900:

„Wollte Gott, ich hätte eine Stimme, die an die Herzen und Gewissen der theologischen Forscher dringt, so wollte ich Tag und Nacht nichts Anderes rufen, als dies: Vergeßt nicht eure heilige Pflicht an eurem Volk! Schreibt für die Gebildeten! Redet nicht soviel über Litterarkritik, Textkritik, Archäologie und alle andern gelehrten Dinge, sondern redet über R e l i g i o n ! Denkt an die H a u p t s a c h e ! Unser Volk dürstet nach euren Worten über die R e l i g i o n und ihre G e s c h i c h t e ! Seid ja nicht zu ängstlich und glaubt ja nicht, das, was ihr erkannt habt, dem Laien verschweigen zu müssen! Wie wollt ihr V e r t r a u e n haben, wenn ihr bei den letzten Fragen ausweicht? Jetzt ist es noch Zeit. Bald ist es zu spät. Wenn ihr aber schweigt, dann reden die Schwätzer.“ (Hermann Gunkel, Ein Notschrei aus Anlaß des Buches: Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Troels-Lund, Leipzig, Teubner 1899, in: ChW 14 (1900), Sp. 58–61, hier Sp. 60; Hervorhebungen im Original)

Ein Vortrag Gunkels vor dem „Wissenschaftlichen Predigerverein zu Hannover“ wurde später (1903) zur Grundlage für Gunkels programmatisches Buch „Zum religionsgeschichtlichen Verständnis des neuen Testaments“, das als Nr. 1 die Publikationsreihe „Forschungen zur Religion und Literatur des Alten und Neuen Testaments“ (= FRLANT) im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen begründete, die bis heute existiert. Als Mitherausgeber neben Hermann Gunkel fungierte dessen Freund Wilhelm Bousset.

Die wenig später (1904) gegründeten „Religionsgeschichtlichen Volksbücher“ zielten mit ihrem billigen Preis und geringem Umfang auf Massenverbreitung ab; sie erschienen in einer Auflage von 10000 Exemplaren und wollten wahre „Volksbildung“ leisten. Diese Reihe ging aus der Vortragstätigkeit Boussets hervor. Zunächst gab sie sein Bruder Hermann in Halle

¹⁷ Die Entstehung des Begriffs „Religionsgeschichtliche Schule“ ist weiterhin ungeklärt. Die erste überlieferte Erwähnung stammt aus einem Brief von Hermann Bousset, dem Bruder Wilhelms, an den Verleger Gustav Ruprecht in Göttingen vom 26.2.1903.

heraus. 1906 wurde sie von J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen übernommen, wo wenig später (1908–1914) auch das Handlexikon „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“ erschien, das als Kompendium der Forschungsergebnisse der „Religionsgeschichtlichen Schule“ gelten kann.

Mit der Massenverbreitung wissenschaftlich-theologischer Forschungsergebnisse ging der Gedanke einher, den Wortlaut der Bibel für die Gegenwart verständlich wiederzugeben und zu erklären – eine christlich-religiöse „Volksaufklärung“. Auch dieses Konzept entstammte der Arbeitsgemeinschaft Boussets mit Heitmüller, deren Diskussionen um theologische und politische Themen des öfteren im Hause des Verlegers Gustav Ruprecht in Göttingen stattfanden. Dort erschienen ab 1904/05 „Die Schriften des Neuen Testaments neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt“, die sog. „Gegenwartsbibel“ oder auch „Ketzerbibel“, herausgegeben von Johannes Weiß:

„Mit dieser neuen Übersetzung und Erklärung des Neuen Testaments soll der Versuch gemacht werden, dem gebildeten und über die Probleme unsrer Religion nachdenkenden Leser ein lebendiges geschichtliches Verständnis der Urdokumente des Christentums zu erschließen. [...] Sie wollen [...] (*dem Leser*) helfen, das Neue Testament mit eigenen Augen zu lesen, und nicht durch die Brille einer anerzogenen Gewöhnung. Die hier vorgetragene Auffassung ist nicht die herkömmliche, aber nur, weil die Bibel selber anders ist, als die dogmatischen Theorien über sie, mit denen wir aufgewachsen sind. Vieles, was dem Leser bisher selbstverständlich erschien, wird dabei allerdings zweifelhaft werden, manches, woran sein Herz hängt, wird fallen; aber dafür wird er sehr vieles gewinnen, was ihm unbekannt war; vor allem wird das Wesentliche und Ewige in diesen Schriften deutlich werden, nachdem wir das Zeitliche und Unwesentliche als solches erkannt haben.“ (Klappentext der 1. Lieferung [November 1904])

Von den Mitgliedern der „Religionsgeschichtlichen Schule“ beteiligten sich an diesem Unternehmen: Wilhelm Bousset, Hermann Gunkel, Wilhelm Heitmüller und Johannes Weiß, sowie der „Germane“ und Bousset-Schüler Wilhelm Lueken (1875–1961). Bis 1928 wurden 27 000 „Ketzerbibeln“ verkauft. Mit diesem Werk avancierte die „Religionsgeschichtliche Schule“ endgültig zu einem Führer der „Volksbildung“.

Die Abkehr vom Historismus in der evangelischen Theologie führte nach dem Ersten Weltkrieg zum Niedergang der „Religionsgeschichtlichen Schule“, zumal mehrere ihrer führenden Vertreter früh verstorben waren. Doch von ihnen entwickelte und in der Theologie etablierte Begriffe wie „Traditionsgeschichte“, „Formgeschichte“, „Sitz im Leben“, „Spätjudentum“, „Hellenistische Gemeinde“ verweisen auf eine weiterhin andauernde Wirkungsgeschichte. Bedingt durch die Rückbesinnung auf Fragestellungen des theologischen Historismus in der heutigen „postdialektischen“ Phase der deutschen Theologie, finden die Forschungsansätze der „Religionsgeschichtlichen Schule“ wieder reges Interesse.

Anhang

*Das Göttinger Archiv „Religionsgeschichtliche Schule“ der Theologischen Fakultät widmet sich seit seiner Gründung 1987 der zusammenhängenden Dokumentation und Erforschung der Religionsgeschichtlichen Schule. Ziel ist es, die Dokumente ihres Wirkens der Forschung zugänglich zu machen. Vorrangige Aufgabe des Archivs war es zunächst, das verstreute Material über die Mitglieder der „Religionsgeschichtlichen Schule“ aufzuspüren und – soweit möglich – im Original (ansonsten in Kopie) nach Göttingen zu holen. So konnte das Archiv einen beachtlichen Bestand an einschlägigen, bisher vielfach unbekanntem Dokumenten, die ihm aus diversen, z.T. in Privathand befindlichen Nachlässen zugeflossen sind, sammeln und aufarbeiten. Der Bestand des Göttinger Archivs „Religionsgeschichtliche Schule“ umfaßt inzwischen über 5 800 Dokumente, die von Forschern aus dem In- und Ausland genutzt werden. Eine erste zusammenhängende Dokumentation über die biographischen Hintergründe und den akademischen Werdegang der Mitglieder sowie über verschiedene Wirkungsaspekte der „Religionsgeschichtlichen Schule“ wurde 1987 im Zusammenhang mit einer größeren Ausstellung in Göttingen vorgelegt: Gerd Lüdemann/Martin Schröder, *Die Religionsgeschichtliche Schule in Göttingen. Eine Dokumentation*, Göttingen 1987. 1996 wurde die archiveigene Publikationsreihe „Studien und Texte zur Religionsge-*

*schichtlichen Schule“ (STRS) im Verlag Peter-Lang ins Leben gerufen, in der Wissenschaftler, die sich in ihren Arbeiten mit der Religionsgeschichtlichen Schule beschäftigen, ihre Forschungsergebnisse publizieren können.
Archiv „Religionsgeschichtliche Schule“ im Internet: http://www.gwdg.de/~aoezen/Archiv_RGS*

Abb. 1: Heinrich Hackmann, Ernst Troeltsch, Alfred Rahlfs und Wilhelm Bousset (v.l.n.r.) in einem Göttinger Gartenlokal (ca. 1890)

Abb. 2: Alfred Rahlfs und Heinrich Hackmann (stehend) beim Musizieren (ca. 1893)

Abb. 3: Wilhelm Bousset (ca. 1912)